

nition des 1. Vatikanums, wonach die menschliche Vernunft „Gott aus den geschaffenen Dingen mit Sicherheit“ erkennen kann. Dieser Definition wird die Aussage K. Barths, die protestantische Position in schärfster Weise akzentuierend, gegenübergestellt, wonach Gotteserkenntnis einzig und allein durch die Offenbarung in Jesus Christus möglich ist. Er spricht der Vernunft, aber auch allen Religionen außerhalb des Christentums alle wirkliche Gotteserkenntnis ab. Am Ende des 1. Teiles ist aufgewiesen, daß die zwei gegensätzlichen Positionen beide wesentliche Unvollkommenheiten in bezug auf die menschliche Existenz sowie auf das biblische Zeugnis aufweisen.

Im 2. Hauptteil werden einige konstruktive Neuentwürfe von katholischen und evangelischen Theologen dargestellt. Man sieht sich einer fast erschöpfenden Zusammenfassung der modernen Fundamentalthologie gegenüber. Der Vf. stellt jeweils vier der bedeutendsten katholischen und evangelischen Theologen zum Problem der natürlichen Theologie vor.

Auf katholischer Seite sind dies R. Guardini, G. Söhngen, K. Rahner und E. Biser. Dabei wird vom ersten das in der kath. Schultheologie seit dem 1. Vatikanum vertretene abstrakte Offenbarungsverständnis aufgebrochen und Offenbarung als personale Begegnung zwischen Gott und dem Menschen, der von seiner Anlage her auf Gott ausgerichtet ist, dargestellt. Natur und Gnade sind kein statisches Übereinander, sondern eine lebendige Einheit. Den „natürlichen Menschen“ gibt es nicht; er ist vielmehr eine Abstraktion, deren die Theologie bedarf. Der Glaube ist die Verbundenheit des lebendigen Menschen mit dem sich offenbarenden Gott. Glaube und Wissen sind streng voneinander abzugrenzen, aber das Denken hat eine positive Bedeutung für den Glauben. G. Söhngen stellt dem starren aristotelischen Naturbegriff den biblischen Begriff der Geschöpflichkeit gegenüber, die einerseits geschichtlich, andererseits zur göttlichen Transzendenz offen ist. Hier setzt K. Rahner mit seiner transzendentalen Methode an. Der Transzendenz des Menschen als Wesen des unendlichen Horizonts entspricht die Selbstmitteilung Gottes als Geheimnis der Geschichte. Bei seiner Bestimmung des Menschen als „Hörer des Wortes“ unterstützt Rahner das evangelische Grundanliegen der „fides ex auditu“.

Die Grundintention von E. Biser ist es, die Glaubenschwierigkeiten des modernen Menschen durch den Rückgang auf die ursprüngliche biblische Sprache und durch die Konzentration auf Jesus Christus zu bewältigen. Er wendet sich entschieden gegen das Glaubensverständnis des klassischen Modells, das er als heteronom, doktrinär und abstrakt charakterisiert. Der Glaube, der heute gefordert wird, muß dialogisch, autonom und mystisch sein. Und ungeachtet aller Bemühungen um seine rationale Konsolidierung ist der Glaube nur auf der Basis religiöser Erfahrung möglich. Eine Erneuerung der religiösen Sprache ist auch nach Biser notwendig. Statt eines dem abendländischen Intellektualismus verhafteten Sprechens braucht es eine ins Herz treffende „sprachliche Vergegenwärtigung Gottes“.

Während sich auf katholischer Seite ein Abrücken vom statischen Naturbegriff und satzhaften Offenbarungsbegriff anbahnt, bemerken wir auf protestantischer Seite, wie der extreme Fundamentalismus Barths sich immer mehr auflockert zu einer Einbeziehung der gesamtmenschlichen Wirklichkeit. Emil Brunner, Paul Althaus, Paul Tillich und Wolfhart Pannenberg werden mit ihren Aussagen herangezogen. Die Offenbarung ist eine Selbstmitteilung des lebendigen Gottes, und zwar in einer doppelten Form: Zuerst in der Schöpfung und dann in Jesus Christus. Brunner vertritt dabei eine christozentrische Einheit der Offenbarung, denn alles, was in der Offenbarung und in den Werken der Schöpfung gelehrt wird, ist christologisch zu verstehen. Der natürlichen Theologie katholischer Prägung wirft er vor, daß sie in einer rational begründeten, von geschichtlicher Heilsoffenbarung unabhängigen Gotteserkenntnis besteht. Alle Religionen sind einerseits positiv zu sehen, weil sie ihren Ursprung in einer göttlichen Uroffenbarung haben, aber auch negativ als Produkt der menschlichen Sünde. Mit der These einer Uroffenbarung gelangt man zu einer positiven Sicht der Religionen. Nach Tillich korreliert die Selbstmitteilung Gottes der Transzendierung des Menschen als Frage nach Gott. Die Vernunft übt eine positive Dienstfunktion für die Erkenntnis Gottes im Glauben aus. Pannenberg baut eine Brücke zwischen den beiden extremen Positionen mit dem Modell einer universal geschichtlichen Offenbarung. So will er auch den Dualismus der natürlichen Theologie überwinden. Im 3. Teil wird das bisher Erarbeitete in einen Systemzusammenhang mit dem Ziel einer interkonfessionell vertretbaren Antwort gebracht. Festgehalten wird einerseits (gegen Barth) die Universalität der Erkennbarkeit Gottes. Der Autor geht dann auf die Position des 2. Vatikanums ein mit ihren drei Hauptlinien: Christozentrik, personaler Begegnungscharakter und Geschichtlichkeit der Offenbarung. Damit ist eine prinzipielle katholische-evangelische Übereinstimmung erreicht. Alle Erkennbarkeit Gottes ist gnadenhaft, aber diese Gnade ist bereits in dem geschöpflichen Sosein gestiftet. So kann man statt von einer „natürlichen Theologie“ von einer „verifikativen“ sprechen, die Vernunft hinweise auf Gott erarbeitet.

Abschließend zum Titel des Buches mit seinem Fragezeichen: Gotteserkenntnis ohne Offenbarung und Glaube gibt es nicht.

Linz

Sylvester Birngruber

■ KEIL GÜNTHER, *Glaubenslehre*. Grundzüge christlicher Dogmatik. (212.) Kohlhammer, Stuttgart 1986. Kart. DM 38,—.

Es ist erstaunlich, wieviel evangelische Dogmatiken bzw. Glaubenslehren in unserem Jahrhundert schon geschrieben wurden, obwohl man kaum von einer Hochblüte des Protestantismus sprechen kann. Die Literaturliste G. Keils zählt 29 solcher Titel, darunter mehrbändige Werke von K. Barth, P. Tillich, H.-G. Fritzsche, H. Thielicke und G. Ebeling. — Die Glaubenslehre Keils — obwohl nicht sehr umfangreich — leuchtet aus dieser illustren Gesellschaft durch klares Denken und Freiheit im Glauben hervor.

Schon die Aufeinanderfolge der drei gleichlangen Hauptabschnitte „Geist“, „Glaube“, „Gott“ deutet an, was bei der Lektüre dann genauer erkennbar wird: daß diese Glaubenslehren nicht im Sinne autoritativer Lehrsätze vorgeht, sondern im Sinne des menschlichen Subjekts, dabei jedoch nicht etwa nur durch die pure Existenz des Subjekts motiviert ist, aus der heraus sich das Subjekt sprunghaft zum Glauben entscheidet, sondern von der subjektiven Existenz des Geistes, die in ihrer Glaubensentscheidung gegenüber anderen Entscheidungen die besseren Argumente kennt und diese Argumente ins Spiel bringt. Keil kreist im ganzen Buch um das Zentrum der christlichen Feindesliebe, die er nicht nur ethisch, sondern auch im Hinblick auf die Theoriebildung ernst nimmt: Der denkend vorgetragene Glaube identifiziert sich sogar noch mit den vorgebrachten Gegenargumenten, denen er in Synthesen Recht verschaffen will; er ist „synthesisbildende Feindesliebe“ (16) und geht dabei den Weg der Selbstkritik, der Selbstbeschränkung, kurz den „Weg durchs Kreuz“ (23).

Hintergrund dieses Eingehens auf Gegner und Gegensätze ist die Situation des menschlichen Subjekts als solchen, das in seinem Versuch, sich selbst zu erfassen, merken muß, daß es seine Identität nur in unendlicher Reflexion gewinnen kann, d. h. in Wahrheit nie. Dem Wissen von mir selbst trete ich wissend gegenüber, dem Wissen des Wissens wiederum etc. Ethisch läßt sich dasselbe zeigen: Das Subjekt der Selbstbeherrschung muß wiederum von sich selbst beherrscht werden, dieses Selbst nun von neuem etc. — Dem Interesse der Einheit mit dem Feind liegt also das Interesse der Einheit mit sich selbst (transzendentes Ich) zugrunde.

Die Frage nach dem transzendentalen Ich mit den Denkmitteln Kants und Fichtes analysierend (besonders unter Berufung auf den späten Fichte, 23, 86, u. ö.), diese transzendente Ich als „Gott in uns“ (195) identifizierend, stellt sich der Autor jener Gegenwartssituation, die mit den Stichworten institutionelle Religiosität, Atheismus, Agnostizismus und religiöser Irrationalismus umschrieben werden kann. Analog zur transzendentalen Dialektik Kants entfaltet er eine „Dialektik des Gottesgedankens“ (168 ff) in These („Metaphysik ist denknotwendig“, 168) und Antithese („Metaphysik ist denkmöglich“, 170). Was ergibt sich daraus, daß die Aussagen über Gott auf keinen Fall einstimmig ausfallen, ja sogar widersprüchlich? Der Gottesbegriff wird dialektisch, aber wer ist dieser „dialektische Gott“ (177)? Indem ich sage, daß Gott unbegreiflich ist, habe ich schon Entscheidendes begriffen: Der Widerspruch eines Begreifens des Unbegreiflichen fordert von mir zweierlei, einmal für die Unbegreiflichkeit Gottes einzutreten, zum anderen aber für das Begreifen (das ja ganze Bibliotheken von Theologie hervorgebracht hat, wenn diese Literatur auch nur das Ergebnis hat, zu zeigen, daß man Gottes nicht habhaft werden kann). Das Begreifen des Unbegreiflichen weist zwar die Begrenztheit der Theologie auf, ist aber nichts weniger als nichts. Worauf gründet es sich? Keil antwortet in Übereinstimmung mit der gesamten christlichen Theologie: Es gründet in der Menschwerdung

Gottes selber, durch die uns etwas offenbar geworden ist, dem wir unausgesetzt nachdenken und nachleben dürfen.

Wien

Max J. Suda

■ LOEWENICH WALTHER von / MANNS PETER, *Luther für Christen*. Eine Herausforderung. (Herderbücherei Band 1249). (300.) Herder, Freiburg 1986. Kart. lam. DM 12,90.

Der 500. Jahrestag von Luthers Geburtstag hat zum 10. November (1483—1983) fast einen Meter Zuwachs in die einschlägigen Bibliotheken gebracht: Hellmut Diwald, Karl Heinz Jürgens, Hermann Kunst, Peter Manns, Helmuth Nils Loose, Heinz Zahrt. Was ist es um einen Mann aus beinahe grauer Vorzeit, dem in unserer ziemlich geschichtsfeindlichen Welt solches Interesse entgegengebracht wird! Prachtausgaben für das (nicht mehr ganz so) gebildete christliche Haus beider Konfessionen wecken Bedarf nach noch genauerer Unterrichtung — hier im Herderbüchlein 1249 ist sie! Nicht etwa „fast food“ für Diagonal-Leser, sondern eine solide Luther-Anthologie liegt da vor uns.

Walther von Loewenich, geb. 1903, Altmeister protestantischer Geschichtsschreibung und selbst Verfasser eines bedeutenden Luther-Werkes (³1983) gibt eine solide Biographie fernab vom Stil einstiger Anekdotensammlungen und Goldgrund-Malerei. Er liebt seinen Luther, aber er kennt auch dessen Krisenzeiten; er erläutert sie aus der Zeitgeschichte von damals und kommt dadurch zu gerechter Würdigung der Ereignisse etwa des Bauernkriegs oder des Verhältnisses zu den Juden, läßt auch die tragische Verhärtung nachfühlen, die zur Konfessionsbildung nach Augsburg 1530 führte.

Der römisch-katholische Kirchenhistoriker Peter Manns, geb. 1932, läßt Luther aus seinen Werken sprechen (93—300). Angesichts der Weimarer Ausgabe von Luthers Werken von über 100 Bänden ist das Vorhaben allein schon Wagnis. Der mittelalterliche oder der modern-freiheitliche, der friedliche Haus- und Studentenvater oder der Polterer, der Bewahrer kirchlicher Sitte im Übergang der Zeiten oder der Wegweiser ins Neuland — wer und was ist Luther? Manns gelingt es, diesem Luther überraschend viel Aussagen an manchmal unvermuteten Stellen abzurufen.

Er zeigt in Luthers frühen Briefen den werdenden Kirchenmann mit besten Voraussetzungen für eine glänzende Laufbahn und sehr selbständigem Urteil über Zustände und Personen, u. a. Erasmus von Rotterdam, und in Luthers Begleitschreiben an Erzbischof Albrecht von Magdeburg zu den 95 Thesen (99ff). Für die Darstellung der Rechtfertigungslehre als Luthers Hauptanliegen zieht Manns S. 109—180 besonders die große Römerbrief-Vorlesung aus der Zeit noch vor dem Ablassstreit heran, sozusagen noch Luther vor Luther. Noch kürzer findet man diesen Luther von 1516 in dem mitabgedruckten Brief an seinen Ordensbruder Georg Spenlein in Memmingen vom 8. 4. 1516 in klassischer Prägnanz (170). In der gegenwärtigen Diskussion über Eucharistie, Bischofsamt und Ordination kann das Ordinationszeugnis Martin Luthers für Fürst Georg von Anhalt